

Fröhliche Armut. Teil 2

Autor(en): **Waggerl, Karl Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667304>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ARMUT

In einem der neuen Häuser diente meine Schwester als Stubenmädchen. Gelegentlich erzählte sie der Mutter, es sei nun eine Prinzessin angekommen, aus königlichem Geblüt, wie sie sagte. Aber die hohe Dame mochte vielleicht an einer schweren Krankheit leiden oder sonst an einem unheilbaren Kummer. Jedenfalls bewohnte sie das Zuhause ganz allein mit ihrer Dienerschaft und niemand sonst durfte sich in ihrer Nähe zeigen.

Diese Geschichte beschäftigte mich sehr. Ich besass ein dickes Buch voll von aufregenden Berichten über Prinzessinnen und ihre dunklen Schicksale. Es gab welche, die verzaubert in Schlössern sass, von argwöhnischen Drachen bewacht, und andere waren durch missgünstige Verwandte ins Elend gebracht worden, bis endlich ein beherzter Mensch Kopf und Kragen daransetzte und das Unheil zum Guten wendete.

Freilich geriet der Retter nicht selten hinterher von neuem ins Gedränge, weil er die Prinzessin heiraten sollte, aber etliche waren schlau genug und zogen dennoch einigen Vorteil aus dem Handel. Schweinehirten hatten auf diese Art ihr Glück gemacht, warum sollte es also mir nicht gelingen, ich war doch immerhin Briefträger.

Am frühen Morgen kroch ich unterm Zaun hindurch in den Garten, der das Haus umgab. Hinter den Stauden legte ich mich auf die Lauer, ich wusste ja nicht recht, was nun eigentlich geschehen sollte und es geschah auch nichts, ausser, dass ich erbärmlich fror, während ich im taunassen Grase

hockte und ängstlich nach dem stillen Haus hinüberäugte. Dabei entging mir ganz, dass schon die längste Zeit jemand hinter mir stand, eine schwarzgekleidete Frau, ich überschlug mich fast vor Schreck, als sie mich plötzlich mit dem Finger anstiess. Sie sah aus dunklen Augen zürnend auf mich herab und begann sogleich ein arglistiges Verhör — was ich hier suche und ob ich nicht wisse, dass niemand in diesen Garten kommen dürfe?

Demnach wollte es also das Verhängnis, dass ich gleich an die Unrechte geraten war, an die böse Stiefmutter, und weil ich nun doch nichts Gutes mehr zu hoffen hatte, sagte ich es ihr auch auf den Kopf zu. Sie möge sich nur hüten, erklärte ich, und beizeiten ihre Hexenkünste lassen, sie werde ein schreckliches Ende nehmen, wenn der Prinzessin nur das Geringste zuleid geschähe. Das alles geriet mir ein wenig durcheinander in meiner zornigen Rede, die fremde Frau wollte lange nicht verstehen, was ich mit den glühenden Schuhen meinte, und warum sie darin werde tanzen müssen.

Aber dann lächelte sie plötzlich und sah mit einem Male ganz verändert aus. Ich sei ein gutes Kind, sagte die Frau, und was die Prinzessin betrafte, so sei sie wohlauf, ich sollte mir keine Sorgen machen — ob ich sie denn sehen möchte? Warte ein wenig, flüsterte sie und lief in das Haus zurück.

Es währte nicht lange, da öffnete sich oben ein Fenster und es erschien dasselbe schwarzäugige Wesen, aber in einen weissen Mantel gehüllt, so wie es in dem Buche beschrieben stand, über die Massen schön. Sie trug auch ein blitzendes Krönchen im Haar, ein Diadem, wie es die Mutter später nannte. Und indessen stand ich allein unten auf dem breiten Kiesweg, strohhaarig und barfuss in meinen zwiefarbenen Hosen, und wieder einmal völlig wirr in meinem Kopf. Ach, wie sehr hatte ich ihre Hoheit verkannt, und wie gnädig verfuhr sie trotzdem mit mir! Sie schickte eine Zofe unten aus dem Tor und stopfte mir alle Taschen voll mit Backwerk und Zuckerzeug. Die Mutter schalt mich hinterher wegen meines Ungeschickes, sie zeigte mir genau, wie ich hätte mit dem Fusse hinter mich schleifen und den Hut artig schwenken sollen, — ja, zu spät!

Viel zu spät, nach Jahren erst kam ich selber in das Land, in dem die Prinzessin zu Hause war. Aber da fand ich sie gar nicht mehr. Inzwischen war ihr doch ein Leid geschehen.

Zugegeben, in höfischen Bräuchen fehlte es mir an Erfahrung, aber in anderen Geschäften zeigte ich mich um so anstelliger, das wusste die Mutter nur nicht. Ich mochte mit meinesgleichen wohl überhaupt eine rätselhafte Plage für die Leute sein, besonders für arglose Kurgäste, die allerorten in unsere Fallstricke liefen. Wo immer sich auf den Promenaden ein verträumtes Paar entdeckte liess, krochen wir dahinter in die Büsche und schreckten es mit einem Pfiff von der Bank. Weil aber Liebesleute, wenn sie verscheucht werden, gewöhnlich etwas liegen lassen, brauchte man nur hinterherzulaufen, um Handschuhe und Taschentuch abzuliefern und einen Groschen dafür einzuheimsen.

Die Mutter klagte oft über mein wildes Wesen, und dass sie seinerzeit eigentlich vorhatte, ein Mädchen zur Welt zu bringen, etwas Sanfteres, was ihr nicht so schnell entwüchse. Aus gutem Willen setzte ich mich dann einmal wieder zu ihr auf meinen alten Schemel und kramte das Spielzeug aus der Kiste, die verblasene Mundharmonika und meinen glatzköpfigen Bären. Aber das geschah nur noch zum Schein, zum Trost für die Mutter, damit sie nicht immer so allein und verlassen am Fenster sitzen musste.

In Wahrheit führte ich ein ganz anderes Leben, ich war ungemein rührig und für alles zu gebrauchen. Jeder Kutscher konnte mich sorglos zu seinen Pferden stellen, während er sein Bier in der Schenke trank, und immer einmal rief mich ein Dienstmädchen beim Kirchgang zu sich und vertraute mir eine heimliche Botschaft an. Das hatte mitunter rätselhafte Folgen, eine Weile später musste ich auch noch nach einer Halskette suchen, die das kopflose Frauenzimmer verloren hatte, und nicht etwa in der Kirche, sondern daneben in den Stauden.

So prächtig gediehen mir Handel und Wandel, dass ich es früh zu einer gewissen Wohlhabenheit hätte bringen können, wäre nicht der ganze Segen wieder durch meine Gefrässigkeit aufgezehrt worden. Ich weiss mich keines Ereignisses aus der Kindheit zu entsinnen, dass mir nicht sogleich und vor allem einfiel, wie hungrig ich war. Um mich meinem Laster ungestört hingeben zu können, schleppte ich einen Gemüsekorb in den Wipfel einer hohen Fichte, Holzwolle und einen Bettvorleger als Dach darüber. In diesem behaglichen Nest sammelte ich wie ein Eichhörnchen alles, was mir

der mühsame Werktag einbrachte. Nach Feierabend aber stieg ich hinauf und genoss die Früchte meines Fleisses, vom Wind geschaukelt und von Krähen umflattert, glücklich kauend und schlingend, Rosinen und Zuckerbrezen und hinterher noch einen Wecken Brot, denn das andere war doch nur Nascherei gewesen.

Viel Musse durfte ich mir ja nicht gönnen, weil ich sonst fürchten musste, das Abendessen zu versäumen. Der Vater hielt dafür, man müsse mich streng zu regelmässigen Mahlzeiten nötigen, damit es mir besser anschlüge. Oft betrachtete er mich sorgenvoll und schob mir noch den Rest in der Nockenschüssel zu. Es sei vielleicht das Wachstum, meinte er, was an mir zehre, so dass ich kein Fett ansetzen konnte, nichts als Knochen unter meinem fleckigen Fell.

Immerhin, ich war dabei, mir das Dasein nach und nach gemütlich einzurichten. Aber nun warf mich ein rätselhaftes Ereignis unversehens wieder aus der Bahn.

Die Mutter wurde plötzlich krank. Ich wusste mir das nicht zu erklären, denn sie war in der letzten Zeit förmlich aufgeblüht und von Tag zu Tag behäbiger und stattlicher geworden. Aber es stand wohl sehr schlimm mit ihr, man konnte sie in der Schlafkammer stöhnen hören, und trotzdem durfte man nicht mehr zu ihr gehen. Auch der Vater rannte nur schnaufend zwischen Tür und Fenster hin und her und war wieder einmal völlig taub gegen meine angstvollen Fragen.

Obendrein machte sich ein fremdes Frauenzimmer bei uns zu schaffen, als ob wir uns nicht zur Not hätten selber behelfen können. Mir war sie gleich zuwider und verdächtig, weil sie so abscheulich roch, wie der Doktor, der mir einmal heimtückisch einen Zahn entrissen hatte. Nun lief diese Frau geschäftig bei uns aus und ein und kochte auf dem Herd, aber nichts als Wasser, und schliesslich, um den Jammer voll zu machen, brachte die Unselige mitten in der Nacht auch noch ein schreiendes Kind in die Stube. Sie schreckte mich damit aus dem Schlaf und zeigte es schadenfroh herum. Gott, erklärte sie heuchlerisch, der Allmächtige habe mir eine Schwester beschert. Geschenkt, sagte sie, als ob ich ihn je um etwas dergleichen gebeten hätte.

Ich beriet mich sofort ernstlich mit dem Vater und gab ihm zu überlegen, ob wir denn dieses Kind auch wirklich behalten müssten. Vielleicht konnte man es gleich wieder weiterschenken, oder

ich wollte es dem Pfarrer heimlich in den Beichtstuhl legen, wie das unlängst einmal geschehen war.

Aber seltsam, der Vater nahm es gar nicht so schwer. Er wendete das Kind um und um und besah es von allen Seiten — möglicherweise, meinte er, mit der Zeit konnte es ein ganz hübsches Mädchen werden, und wir wollten es also Elisabeth nennen.

So liess ich ihn denn in Gottes Namen gewähren. Damals ahnte ich ja noch nicht, dass sich dieses missfarbene Geschöpf zu einer furchtbaren Plage für mich auswachsen werde.

Zwar die fremde Frau verschwand wieder, sobald sich die Mutter ein wenig erholt hatte, aber es enttäuschte mich sehr, dass auch sie auf keinen vernünftigen Vorschlag hören wollte, was die andere Heimsuchung betraf. Im Gegenteil, sie warf sich förmlich auf dieses Kind und betreute es Tag und Nacht mit einer zärtlichen Geduld, wie sie ihr sonst nicht eigen war. Der Korbwagen wurde vom Dachboden geholt und auf das prächtigste mit Federkissen und Decken ausgestattet, und in der Küche fand man sich kaum noch zurecht zwischen einem Netzwerk von ausgespannten Schnüren, an denen Windelzeug und Tücher hingen, als hausten wir auf dem Deck eines Segelschiffes.

Immerfort wurde Elisabeth mit dem Löffel gefüttert und aus einer Flasche getränkt, aber soviel man auch hineinschüttete, alles verwandelte sich fast im Augenblick wieder in Wasser und anderen Unrat. Dann musste das tropfende Gewächs von neuem aus seinen zahllosen Hüllen gewickelt und gesäubert werden. Zweimal am Tage wurde es sogar gebadet, das gönnte ich ihm von Herzen.

Wenn das Kind nicht trank oder schlief, dann schrie es, vor allem in der Nacht und mit einer so durchdringenden Gewalt, dass zuweilen sogar der Vater erwachte und sich besorgt erkundigte, ob Elisabeth etwa krank sei. Ihm war, als habe er sie seufzen gehört.

Allmählich aber verwandelte sich die Schwester, sie wuchs ein wenig und wurde menschenähnlich, wenn man gewisse Anwandlungen von Heimtücke so auslegen wollte. Einmal beugte ich mich gutwillig über sie, weil die Mutter behauptete, Elisabeth habe lachen gelernt. Aber das tat ich kein zweitesmal, denn sie schlug mich mit einem Kochlöffel mörderisch auf die Nase. Und obendrein durfte ich ihr diese Kainstat nicht vergelten, es sei unglaublich viel für ihr Alter, meinte die Mutter entzückt.

Damit das Schwesterchen noch besser gediehe und vor allem seine mehlwurmartige Blässe verlöre, musste es an die Sonne gebracht werden. Von Stund an war ich gleichsam mit einem fleischgewordenen Fluch beladen, mit einer quälenden Last, die mir unentrinnbar anhing, wie dem Sträfling die eiserne Kugel am Bein, schlimmer noch, denn seine Kugel war wenigstens stumm.

Anfangs konnte ich mitunter einen Spielgefährten überreden, dass er mir Elisabeth für fünf Kreuzer eine Weile in Obhut nahm. Aber weil den dieses Geschäft auch bald sauer ankam, verhandelte er das Kind um dei Kreuzer an den Nächstbesten weiter, und so fort, bis es der letzte in der Reihe einfach in Wind und Wetter liegen liess. Ich durfte von Glück sagen, wenn ich die Schwester überhaupt noch wiederfand, ehe sie ganz von Fliegen und Ungeziefer aufgezehrt war.

Bei all dem schlug ihr meine Pflege gut an. Sie wurde nun nicht mehr in ein Kissen geschnürt, sondern mit Hemd und Kittel ausgestattet. Damit war freilich nichts gewonnen.

Denn als ich endlich die Kunst erlernt hatte, die Halbscheid ihrer Froschgestalt so unter den Arm zu klemmen, dass sie mir nicht mehr ent schlüpfen konnte, erfand Elisabeth eine neue Teufelei. Plötzlich, während ich sie arglos und keines Unheils gewärtig hin und wider trug, fing sie zu schreien an, aber nicht stossweise und zornmütig wie bisher, sondern mit einem einzigen durchdringenden Ton, und wenn sie endlich den allerletzten Hauch vergeudet hatte, sank sie mir leblos hintenüber vom Arm.

Mit diesem Kunststück brachte sie mich jedesmal zu völliger Verzweiflung. So grausig war sie anzusehen, blau im Gesicht und bis zum Platzen aufgebläht, dass ich sie einfach irgendwo ins Gras legte und davonlief. Wenn ich aber nach einer bangen Weile wieder geschlichen kam, damit ich der Mutter doch wenigstens die entseelte Hülle nach Hause bringen konnte, war die Schwester durchaus nicht tot, sondern sie lag da wie das selige Himmelskind und krächte mir fröhlich entgegen. Es war alles nur Spiegelflechterei gewesen, damals wusste ich noch nicht, dass die weibliche Natur fähig ist, auch mit Hilfe der Wahrheit zu trügen.

Unsägliche Mühe wendete ich daran, der Schwester das Laufen beizubringen; sie wollte nicht einsehen, dass es für einen Menschen schicklicher sei, nur zwei von seinen vier Gliedmassen für diesen

Zweck zu gebrauchen. Ein paar Augenblicke lang stand sie wohl schwankend auf ihren krummen Beinen, aber die vielen Ausladungen ihres Leibes brachten sie gleich wieder zu Fall, und schliesslich kroch sie doch lieber auf Händen und Füssen davon mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit. Mehr als einmal verschwand sie mir spurlos unter den Augen, ich knüpfte sie zuletzt an eine lange Schnur wie ein Hündchen. Alles, was ihr in die Finger kam, steckte sie sofort in den Mund, Erdbeeren so gut wie Asseln, und obendrein war sie auch noch diebisch in ihrer Habgier. Einmal liess sie meine schönste Glaskugel, die ich ihr ahnungslos geliehen hatte, auf die gleiche Art verschwinden, und weil kein Zureden half, musste ich bis in ihren Hals hinein mit dem Finger nachboren, um mein Eigentum zurückzuholen.

Immerhin, wir gewöhnten uns mehr und mehr aneinander, ich empfand schliesslich sogar eine gewisse Zuneigung für dieses hintergründige Wesen. Die Schwester war indessen ein hübsches Kind geworden, freilich auch so überaus beleibt und gewichtig, dass ich sie kaum noch schleppen konnte. Ich half mir, indem ich sie in eine Schlinge setzte, die ich schärpenartig quer über die Schulter knüpfte, und wenn ich dann noch ihre Beine in meinen Hosenbund steckte, sahen wir wie ein ungleiches Paar zusammengewachsener Zwillinge aus.

Weit umher in der ganzen Gegend kannte uns jedermann. Mildtätige Frauen winkten mich an das Fenster, um mir ein Stück Kuchen zustecken, wenn ich schnaufend unter meiner Zentnerlast vorüberwankte — ein Schaubild brüderlicher Liebe. Eine Zeitlang gesellte sich auch ein zottiger Hund zu uns, der sich herrenlos herumtrieb. Von nun an zogen wir gleich einem Trupp fahrender Zirkusleute auf den Promenaden von Bank zu Bank. Elisabeth hatte nichts weiter zu tun, als niedlich auszusehen. Ich schmückte sie mit Bändern und Schleifen und flocht ihr Blümchen in die schwarzen Locken, so gelang es ihr leicht, das gaffende Volk zu entzücken. Der Hund wiederum konnte aufwarten und tanzen, auch er zeigte sich als ein ungewöhnlich kluges und erfahrenes Tier. Ich selber aber stand dem ganzen vor, ich sorgte unermüdlich für Abwechslung in unseren Darbietungen und behielt die Zuschauer achtsam im Auge, damit uns kein unredlicher Zaungast um den Groschen betröge.

Das hätte so bleiben können. Allein, nun war ich unversehens in mein siebentes Jahr getreten und musste zur Schule gehen. Mir graute unsäglich vor diesem Ereignis. Zwar konnte ich längst lesen und an den Fingern rechnen und zur Not ein Schimpfwort an den Zaun schreiben, aber nach allem, was ich von der Mutter hörte, war dergleichen für nichts zu achten, solange es mir an der schwierigsten aller Künste fehlte, nämlich das Lernen zu erlernen.

Es begann damit, dass ich eines Morgens frühzeitig aus dem Bett geholt und erbarmungslos gewaschen wurde. Als gälte es, meine bisherige Erscheinung völlig auszurotten, schnitt mir die Mutter auch noch das Haar am Rand einer Schüssel entlang. Ich musste in einen neuen Rock schlüpfen, zu gross für eine Jacke, zu kurz für einen Mantel, und dann führte sie einen unkenntlichen Wechselbalg statt ihres Sohnes durch den ganzen Ort bis in das Schulhaus vor den Tisch der Lehrerin.

Den langen Vormittag hockte ich verstört in der ersten Bank, gepeinigt von der Angst, dass die Lehrerin meinen Schluckauf hören könnte, und tief bekümmert im Herzen, weil die Mutter so traurig Abschied nahm. Sie hatte mir viel zärtlicher als sonst ihre drei Kreuze auf die Stirn und Mund und Brust gezeichnet, als müsste sie mich nun einem ganz gewissen Schicksal überlassen.

Aber die Stunden vergingen, die ersten Tage sogar und es geschah noch immer nichts Erschreckendes. Die Lehrerin zeigte sich über alle Begriffe sanft und freundlich. Gleich zu Anfang, als sie mich fragte, wie ich hiesse, und es antwortete ihr ein schnalzender Kobold aus meinem Mund, da zürnte sie gar nicht, sondern sagte, «Huck» sei ein lustiger Name, viel schöner als Karl.

Uebrigens hatte sie genug zu tun, unermüdlich lief sie von Bank zu Bank und brachte ihre Schäfchen ins Trockene, sooft sie von Tränen oder sonstwie überflossen.

Zwischendurch schrieb sie allerlei Zeichen an die grosse Tafel, Kreuze und Kreise, die sollten wir mit dem Griffel sauber nachmalen. Ich fasste allmählich den Verdacht, dass ihr das meiste selber neu sei. Denn wie sonst war es zu erklären, wenn sie uns eine ganze Zeile lang nur Striche zeichnen liess und dann der Reihe nach Punkte darüber, und plötzlich, wie von einer Erleuchtung überkommen, verkündete sie, was ich ihr gleich hätte sagen können, dass uns ein *i* zu schreiben gelungen war.

Es währte nicht lange, da verdross mich dieses Getue, ich trachtete, ein wenig Kurzweil von meinem Platz aus zu verbreiten. Vor allem bei den Mädchen konnte ich mühelos ein unaufhaltsames Kichern wachrufen, indem ich hübsche Dinge aus Papier faltete, Himmel und Hölle etwa, oder einen Vogel, der mit den Flügeln schlug, wenn man ihn am Schwanz zog. Für die näheren Nachbarn wiederum malte ich Gesichter auf die Nägel meiner Daumen, ich setzte ihnen Hüte auf und dann begneten sie einander an der Banklehne und führten ein stummes Gespräch, das mit vielen Verbeugungen begann und mit einer grossartigen Rafferei endete.

Es gefiel allen sehr wohl, was ich zum besten gab, ausser dem Fräulein. Aber immer setzte sie nur ihre milde Geduld gegen meine erfinderische, statt mich, wie ich es von der Mutter her gewohnt war, mit einem Kopfstück wieder auf den rechten Weg zu bringen.

Nun ist es mir eigen, dass ich gewisse Gegensätze nicht auseinanderhalten kann, mein und dein noch zur Not, links und rechts nur auf gutes Glück. Als uns die Lehrerin einmal beim Turnen erklärte, wir müssten beim Ausschreiten, je nachdem wir die Beine setzten, den einen oder den anderen Arm nach vorn schwingen, da entdeckte ich zu meiner Bestürzung, dass es mir auf keine Weise gelingen wollte, das Gehen zu erlernen. Was ich auch anstellen mochte und wie sehr ich mich abmühte, ich hüpfte nur um so hilfloser voran und flatterte dazu mit den Armen wie ein gelähmter Vogel. Für die anderen war das ein Spass, aber die Lehrerin musste es für reine Bosheit halten. Sie verklagte mich bei der Mutter und damit erst entflamte sie mein sonst eher gutartiges Gemüt zu besinnungsloser Wut, weniger wegen des Strafgerichtes, das sie heraufbeschwor, sondern weil mir Unrecht geschehen war.

Am andern Morgen, als sie mir begütigend ihre Hand unter das Kinn schieben wollte, biss ich sie heftig in den Daumen.

Es tat mir ja gleich wieder leid. Wir weinten beide ein wenig und schlossen zuletzt einen Frieden, derart, dass ich zur Sühne für meine Bluttat und zur Sicherheit für das Fräulein in die Eselsbank gesetzt wurde.

Dort war mir um vieles wohler, inmitten einer Schar von ungeschlachten Riesen, die, in ihr unbegreifliches Schicksal ergeben, Jahr um Jahr darauf warteten, dass sie Gott endlich aus ihrer schuldlosen Gefangenschaft erlösen möchte. Viel-

leicht war ihre Einfalt dem Schöpfer sogar besonders lieb, wie alle Armut im Geiste, seit sich herausgestellt hatte, dass die Menschen um so schlimmer missrieten, je mehr sie Gott ähnlich sein wollten. Wie die Schnecke in ihr Haus, so steckte er sie in den undurchdringlichen Panzer der Unwissenheit, damit ihr weiches Gemüt innerhalb keinen Schaden litte, und so verdämmerten sie selig ihre Zeit, stundenlang schlafend oder kauend oder in die Betrachtung ihrer eigenen Finger versunken, wie sie auf dem Pult lagen und sich langsam bewegten.

Etwas von dem entrückten Wesen meiner Nachbarn übertrug sich allmählich auch auf mich, aber das schlug mir übel an. Denn aus der Traumwelt, in der ich mehr und mehr versank, nährte sich eine wunderliche und gefährliche Neigung, die mir eingeboren ist, nämlich der Drang, zu lügen. Einbildung und Wirklichkeit unentwirrbar zu vermengen. Was immer mir begegnete, der harmloseste Vorfall blühte sich im Erzählen zum Abenteuer auf. Ich gewahrte mit leisem Grauen, aber auch mit heimlicher Lust, wie sich die Dinge verwandelten, während ich sie nannte, wie sie zu Bildern wurden und vor meinen Augen deutliche Gestalt annahmen, bis mich endlich selber nichts mehr daran wunderte, ausser dem Umstand, dass mir meine Zuhörer nicht glauben wollten.

Die Mutter, als sie voll Entsetzen dieses neue Laster in meiner Seele aufkeimen sah und sogleich daranging, die Höllensaat mit Strenge wieder auszurotten, die bekümmerte Mutter wusste nicht, dass sie auf diese Weise das Uebel nur noch förderte, weil sie mich zwang, um so sorgfältiger zu lügen, je schärfer sie mich prüfte. Noch weniger ahnte sie freilich, dass diese widerwärtige Kunst später einmal hinreichen würde, ihren missratenen Sohn zu ernähren.

So sehr mir die Mutter misstraute, bisweilen gelang es mir doch, auch ihren Argwohn zu täuschen. In den Sommerwochen, wenn viele fremde Gäste eintrafen, vermieteten wir manchmal auch unsere Schlafstube. Nun hatten wir eben eine ältliche Dame im Quartier, die uns allen zuwider war, weil sie an schwachen Nerven litt und keinerlei Geräusch hören wollte, die sie nicht selber erzeugte. Eines Morgens aber erhob sich ein Aufruhr nebenan. Unsere empfindsame Nachbarin brach förmlich durch die Küchentür herein und schrie, es sei ihr eine kostbare Busennadel aus dem Koffer gestohlen worden.



Tanganjika
Der Dalutisee, ein Kratersee in der nördlichen Provinz.
Im Hintergrund der Mount Meru.
Foto IBA

Während die beiden Frauen verhandelten, immer hitziger von Wort zu Wort, sass ich still daneben und der Lügenwurm regte sich wieder in meiner Brust, hob den Schlangenkopf und begann zu flüstern.

Ich weiss nicht, wollte ich nur die entrüstete Dame ärgern oder der Mutter zu Hilfe kommen, als ich sie vor Zorn in ihre Schürze weinen sah, jedenfalls stand ich unversehens auf und sagte, ich hätte die Nadel genommen. Ja, so und so, es war eine verworrene Geschichte, aber seltsam, diesmal zweifelte die Mutter keinen Augenblick. Sie blickte schweigend auf mich herab, wachsbleich mit einemmal, im Innersten getroffen. Wortlos holte sie ihr Tuch aus der Lade und dann nahm sie hart meine Hand und führte mich selbst auf die Wache, um mich der irdischen Gerechtigkeit zu übergeben, weiter blieb nichts mehr zu tun.

Dort, vor dem Richterstuhl gleichsam, musste ich mein Geständnis wiederholen. Da halfen keine Ausflüchte, denn sobald ich versuchte, meine Lügen zu bekennen, fiel mir die Mutter unerbittlich ins Wort und log für mich um der gerechten Wahrheit willen.

Dem Wachtmeister schien die ganze Sache nicht recht geheuer zu sein, er kannte mich ja und war mir sonst wohlgesinnt. Vielleicht konnte man alles noch einmal gut sein lassen, meinte er, wenn ich nur gleich sagen wollte, wo die Nadel zu finden war.

Ja, wo denn nur in aller Welt? Wie gern wäre ich dem guten Mann gefällig gewesen — eine Maus mochte mir das Kleinod entführt haben oder vielleicht ein diebischer Vogel? Als nichts dergleichen verfangen wollte, geriet mir auch noch ein Italiener in meine Geschichte, der an der Strasse mit Zitronen handelte. Dieser Mann wurde nun auch eilends herbeigeholt und peinlich befragt, er schäumte gleich über von Schwüren und Flüchen und es war nur gut, dass ihn niemand verstand, auch der Himmel nicht, den er um einen Blitz für mein ruchloses Lügenhaupt anflehte.

Zuletzt, in der äussersten Bedrängnis, kam uns der Vater zu Hilfe. Die Nadel hatte sich inzwischen an einem Kleide steckend gefunden. Aber obgleich sich nun meine Unschuld von selber bewies, die Strafe ereilte mich dennoch, den ersten Räuber vielleicht, der von der Obrigkeit ein Kopfstück dafür empfing, dass er keiner war.

Dieses schreckliche Erlebnis hing mir noch lange nach. Im Kindesalter durchwandert ja jede Menschenseele ein ungewisses Zwischenreich ihres

Daseins, bis das Bewusstsein sich gleichsam einwärts wendet und plötzlich seiner selbst gewahr wird. Aber es ist möglich, dass in mir das Geisteslicht nie hell genug strahlte, um alle Winkel meiner Seele auszuleuchten. Deshalb wohnt auch mein Verstand nicht eben behaglich in seinem Gehäuse, wie bei andern Leuten, sondern sozusagen auf einem dämmrigen Dachboden unter allerhand Gerümpel aus entlegener Zeit, ihm selber zuweilen ein bisschen unheimlich, ich kann es nicht leugnen.

7. Kapitel

Seit der Vater Postbote geworden war und ein festes Einkommen hatte, kam unsere Familie allmählich zu einem gewissen Ansehen. Die Mutter konnte es schon sehr übel bemerken, wenn sie im Kramladen nicht höflich genug begrüsst und bedankt wurde, als ob wir noch zu den ganz armen Leuten gehörten. Auch die Stuben füllten sich mit neuem Hausrat. Wir assen jetzt nicht mehr in der Runde aus einer Schüssel, sondern jedes für sich aus einem bunten Teller. Meiner war mit blauen Blümchen bemalt und ich verbrannte mir täglich den Schlund mit der Brennsuppe, weil ich es nicht mit ansehen konnte, dass sich ein flatternder Vogel auf dem Grund der heissen Brühe ertränkte.

Alle diese vornehmen Dinge hatten zudem die Eigenheit, dass man sie nicht nach Belieben gebrauchen durfte, sie entzogen sich ihren Pflichten, indem sie ihre Kostbarkeit hervorkehrten. Selbst der Vater hockte jetzt auf der harten Bank und schob das samtene Kissen von sich, weil er es nicht wagte, auf einer Mondlandschaft zu sitzen.

Dieser ganze Kram war mit einer verhängnisvollen Hinfälligkeit behaftet, aber er zerbrach nicht etwa nur, er wurde zerbrochen, und das seltsamerweise nur von mir. Denn sooft der Mutter ein Henkel in der Hand blieb, hatte ich es zu büssen, weil ich ihr im Wege stand, oder auch nur, weil offenbar schon mein blosses Dasein unheilvoll auf den Lauf der Dinge wirkte. Und was die Schwester betraf, so zählte sie ja gewissermassen selbst zu den Kostbarkeiten, es war nur natürlich, dass man auch ihre Sünden auf meine Rechnung setzte.

Um die Zahl meiner Heimsuchungen vollzumachen, nähte mir die Mutter um diese Zeit ein neues Feiertagsgewand. Unbegreiflich, wie es Matrosen fertigbrachten, in solchen Anzügen das wilde Weltmeer zu befahren, während ich sogar auf trockenem Lande keine Viertelstunde darin wandeln

konnte, ohne etliche von den goldenen Knöpfen einzubüssen oder durch eine böswillige Schwalbe aus heiterem Himmel verunstaltet zu werden.

An Sonntagen nämlich, wenn das Mittagessen ohne ein tieferes Zerwürfnis überstanden war, führte der Vater die Seinen nach Bürgerbrauch auf der vornehmen Promenade in ein Gasthaus. Er vergnügte sich dort eine Weile beim Kegelspiel und indessen sass die Mutter mit uns Kindern im Garten, um Kaffee und Kuchen zu verzehren. Aber auch diese Genüsse waren trügerisch. Unsichtbar, auf leisen Sohlen, schlich das Verhängnis um den Tisch und übte seine Bosheit. Zuerst schoss es der Schwester eine Fliege ins Auge. Dann liess es plötzlich den Klappsessel unter ihr zusammenbrechen. Aber während ich mich noch heimlich daran ergötzte, sprang das Unheil mir selber ins Gesicht. Es kitzelte mich plötzlich in der Nase, und das weiss jeder, was geschieht, wenn man mit vollem Munde auf ein weisses Tischtuch niest.

Kam der Vater endlich zurück, so fand er die Familie zerrüttet und in Tränen aufgelöst, er musste alle Künste seiner Taubheit daran wenden, den Frieden wieder herzustellen. Aber er blieb ja selber nicht ganz unangefochten. Einmal wehte ihm auf dem Heimweg ein heftiger Windstoss seinen Sonntagshut in den Bach. Das war nun ein betäubendes Unglück. Als ich den Hut, wie durch Zaubermacht in ein Schiff verwandelt, plötzlich auf den Wellen tanzen sah, besann ich mich keinen Augenblick. Ich lief hinter ihm her in das spritzende Wasser und erjagte ihn auch glücklich. Aber die Steine waren schlüpfrig, auf halbem Wege glitt ich aus und fuhr kopfüber zu Grunde.

Dem Vater erging es nicht besser, als er seinerseits hineinstieg, um mit dem Stock nach mir zu angeln. Auch er konnte sich nur auf allen vieren zur Not über Wasser halten. Da schürzte denn die Mutter selbst am Ufer ihre Röcke und stieg beherzt in den Bach, entschlossen, wenigstens den Ernährer zu retten. Aber freilich, so weit kam sie gar nicht, weil Elisabeth in ihrem Unverstand dachte, wir wollten vielleicht nur einen kürzeren Weg einschlagen. Sie stolperte getrost hinter der Mutter her, und natürlich wurde sie augenblicklich von den Fluten verschlungen.

Es währte geraume Zeit alles in allem, bis wir, gezählt und zum Trocknen aufgereiht, wieder am Uferain in der Sonne sitzen konnten. Hinterher schickte mich die Mutter zum heiligen Nepomuk mit einer Kerze für die wunderbare Rettung, sehr zu Unrecht, wie mir schien. Denn wir wären ja

gar nicht in Wassernot geraten, hätte der Heilige nur auch die vier Winde besser in der Zucht gehalten.

Seit ich für den Sohn ansehnlicher Leute zu gelten hatte, wurde mein Leben zusehends mühsamer, es gelang mir kaum noch einmal, dem engmaschigen Netz von lästigen Pflichten zu entchlüpfen. Auch Elisabeth enttäuschte mich mehr und mehr. Sie war eben doch ein Mädchen, und der schlimmste unter allen Wesenszügen ihres Geschlechtes entwickelte sich am frühesten, eine verätherische Geschwätzigkeit.

So blieb mir eigentlich nur noch die Schule als letzte Zuflucht, mein abseitiger Platz zwischen den wiederkäuenden Riesen. Das Fräulein gab sich gern zufrieden, wenn ich nur gelegentlich das Einmaleins im Chore mitsang und weiter keinen Unfug trieb. Ich las damals viel, nicht in der Fibel natürlich, sondern in den Büchern und Heften, die vergessliche Kurgäste manchmal auf den Bänken liegen liessen. Wenn die Mutter einen solchen Fund aus meiner Schultasche räumte, verschloss sie ihn gleich in der Nählade, damit ich nicht daran verdürbe. Aber ich hatte das Buch ja längst gelesen, und sie wunderte sich nicht wenig, wie ich ihr Fortgang und Ende gleichsam weissagen konnte, wenn ihre eigene Neugier noch kaum über die ersten Seiten hinaus war. In den meisten dieser Geschichten wurde von Leuten berichtet, die sich das Dasein auf absonderliche Weise schwer machten. Obwohl sie doch alle jugendschön und ohne Sorgen auf ihren Adelsschlössern leben konnten, quälten sie einander mit einer unbegreiflichen Verstocktheit zu Tode, die Frauen, indem sie bei der geringsten Anfechtung in Ohnmacht fielen, und die Männer, weil sie darauf kopflos davolliefen, satt den ganzen Handel mit ein paar deutlichen Worten zu schlichten.

Herzensnöte waren es, die sie so durcheinanderbrachten, und demnach musste die Liebe wohl eine Art Irrsinn sein, ein anrühiges Leiden, vor dem man sich beizeiten zu hüten hatte, aber wie? Es war nichts Genaueres darüber zu erfahren, auch meine ältere Schwester verdrehte nur die Augen und seufzte aus tiefer Brust, wenn ich sie befragte.

Dann und wann bei gutem Wetter versteckte ich mein Schulzeug in einer Hecke und gönnte mir einen freien Tag. Der Bahnbau brachte viel fremdes Volk in unser Tal, Arbeiter aus dem Süden, die in den Wäldern ihre Hütten aufschlugen und zu graben begannen, lauter dunkelhäutige und wildgelockte Leute. Es war aber nicht so, wie die

Mutter sagte, dass sie gleich Zigeunern mit Messern warfen und gebratene Katzen verzehrten. Sie meinten durchaus nichts Böses, wenn sie ihre Augen rollten und die weissen Zähne zeigten, und was ihre Kost betraf, so assen sie nur Zwiebeln und köstlich scharfen Käse aus der Hand oder lange Nudeln, die sie mit grosser Kunst aus der Luft in den Schlund hineinfädelten. Das lernte ich auch und noch manches dazu, was einem Steinmetz anstand, massgerecht zu spucken und geläufig in zwei Sprachen zu fluchen und die Hosen so unter dem Bauch festzubinden, dass man sie nur mit Hilfe einer schwierigen Bewegung der Hüften in der Schwebe halten konnte.

Schon damals war mir keine Arbeit zu schwer, wenn sie nur nicht nach Pflicht und Nutzen schmeckte. Unmenschlich plagte ich mich und schleppte mit wankenden Knien Wasser oder schweres Bohrzeug zur Feldschmiede. Dafür durfte ich dann wieder im Steinbruch sitzen und selber einen Meissel führen. Die Leute schwatzten und sangen sorglos bei ihrer Arbeit und doch traf der Hammer jedesmal haargenau mit einem sausenden Schwung. Man musste den Stahl der Prellung wegen im richtigen Augenblick locker halten und gleich wieder fassen, um die Schneide zu lüften und ein wenig zu drehen.

Gegen Mittag kam der weissköpfige Sprengmeister, wir kletterten in den Felsen umher und luden die Löcher. Weil ich bessere Zähne hatte als er, überliess er es mir, gleichsam den Tod in den Finger zu beissen, in die Sprengkapseln nämlich, um sie auf diese Weise am Ende der Zündschnur festzuklemmen.

Wenn alle Ladungen gehörig verdammt waren, blies ich ins Horn, die Leute suchten ihr Werkzeug zusammen und verschwanden im Wald. Wir beide aber mussten von Loch zu Loch hasten und die Schnüre anzünden, das glückte nicht immer schnell genug. Ueberall um uns her zischten Rauchschnallen aus dem Boden, mit knapper Not erreichten wir noch die nächsten Bäume, ehe der erste Schuss sich löste und die Splitter pfeifend durch die Aeste fuhren. Mitunter verzählten wir uns. «Undici!» sagte der Meister. Nein, zwölf, behauptete ich rechthaberisch und war meiner Sache gewiss, bis mich ein letzter Donnerschlag wieder in mein Versteck zurückscheuchte.

Im Herbst, sagten meine leichtblütigen Freunde, im Spätherbst wollten sie mich mit nach Hause nehmen, in ihr Heimatland. Sie priesen es überschwenglich mit feurigen Worten und Gebärden

— dort schien im Winter die Sonne warm und ewig blauen Himmel, und auch das Meer war ebenso blau bis ans Ende der Welt hinaus. Es gab süsse Feigen und Weintrauben in Fülle und die Bäume trugen köstliche Frucht das ganze Jahr über, nicht bloss herbe Vogelbeeren und Fichtenzapfen wie hierzuland.

Ja, wunderbar, das alles lockte mich sehr. Aber die Mutter? Konnte ich sie einfach so verlassen, musste ihr nicht das Herz brechen vor Kummer um den verlorenen Sohn? Sie ahnte ja nichts von solchen Anfechtungen. Manchmal wunderte sie sich, weil sie immer wieder mehligem Staub in meinen Taschen fand, und dann schnitt sie mir das Jausenbrot ein wenig reichlicher zu, damit ich es nicht nötig hätte, mich heimlich beim Bäcker herumzutreiben.

8. Kapitel

Im Frühsommer, als sich niemand mehr dessen versah, wurde uns Besuch in der Schule angesagt. Ein hoher Herr käme eigens aus der Stadt, um uns zu prüfen, erklärte das Fräulein, aber es stünde dahin, ob wir in Ehren würden bestehen können. Zum mindesten sollten wir artig sitzen und unser Weniges im Kopf beisammenhalten. Was aber die Eselsbank beträfe, — für mich und die Riesen wisse sie keinen Rat. Am besten, wir blieben ganz stumm und zögen nur die Köpfe ein, vielleicht dachte dann der Herr, wir seien nur Schaustücke, tot und ausgestopft wie Fuchs und Igel auf dem Kasten.

Eines Morgens schlüpfte der Gast auch wirklich in die Schulstube, ein beleibter, kahlköpfiger Mann, der nicht weiter gefährlich aussah. Unge mein flink auf seinen kurzen Beinen lief er hierhin und dorthin zwischen den Bänken und das Fräulein immer hinter ihm her, es sah aus, als versuchte sie, einen entwischten Garnknäuel wieder einzufangen.

Indessen sagten die Auserwählten ihr Bestes her und unser Gast hörte geduldig zu. Es wäre auch alles gut abgelaufen, hätte ihm nicht das Lied vom Männlein im Walde zuletzt noch einen seltsamen Gedanken eingegeben. Er sehe wohl, sagte er, dass wir fleissige Leute seien, nun aber wolle er noch prüfen, ob wir denn auch Verstand im Kopfe hätten. Deshalb werde er uns Rätsel zu raten geben, und wer die Lösung fände, sollte dafür eine Nuss aus seiner Hosentasche bekommen.

(Fortsetzung folgt)